

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage des „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bäckerstr. 6.

Nr. 24.

Samstag, 9. Dezember 1882.

1. Jahrg.

Eine Weihnachtsbitte.

Dichtung von Emil Rittershaus,

gesprochen in dem Wohlthätigkeits-Konzert des Barmer Männerchores am 8. November.

Christkindlein kommt! Wem geht nicht auf das Herz?
Wer findet nicht die Flügel himmelwärts
Zu einem Eden sich empor zu schwingen,
Wenn helles Licht aus grünen Zweigen wallt,
Wenn in der Stube Kinderjubiläum schallt
Und hoch im Turm die Glockenzungen singen? —

Der Großpapa, er hält das Entelkind
Auf seinen Knie'n; er schaut es an und sinnt,
Ob es nicht seine eignen Augen wären,
Die lieben Kinderaugen froh und klar. —
Er sinnt nicht lang — er muß der kleinen Schar
Die ganze Arche Noah noch erklären.

„Papa, spann mir die Armbrust!“ — „Mütterlein,
Ich will auch immer lieb und artig sein,
Hilf mir das Püppchen jetzt ins Bettchen legen!“ —
„Mein ist der Niklas mit dem weißen Bart!“ —
D, wer in sich ein Fünkeln Herz bewahrt,
Dem muß sich's heut' im Busen mächtig regen!

Geben macht selig! Wer es nie gewußt,
Der fühlt es heut', wenn er an seiner Brust
Der freud'gen Kinderherzen Schlag empfunden,
Wenn an den Hals ein liebend Weib ihm flog,
Wenn nur ein Ton des Weihnachtsliedes zog
Durch seine Seele lei' in diesen Stunden!

Ihr Glücklichen! Ach, wenn ihr euch beschenkt,
Ob ihr's auch wohl betrachtet und bedenkt,
Daß ihr euch selbst nur Gaben habt gegeben?
Das Weib, das Kind, — das ist von euch ein Stück!
D, ihre Lust ist euer eig'nes Glück;
Sie sind ja selbst ein Teil von eurem Leben!

Ein fröhlich Herz ist liebreich. — Frisch gewagt! —
Ob ihr wohl eine Bitte heut' verlagt
Und nicht euch selbst nur schenkt die schönen Gaben?
In Thränen schauen Augen zum Azur
In Not und Gram! Ein einzig Tröpflein nur
Will ich für sie vom vollen Becher haben.

Erinnert euch bei diesem Jubelfest
Der Armen, die die Last der Sorge preßt,
Die hungernd vor dem leeren Tische stehen,

Die frierend jammern auf dem feuchten Stroh —
Und dann bedenkt, sprach nicht der Heiland so:
„Was ihr dem Aermsten thut, ist mir geschehen!“

Er steht da draußen, seine Stimme spricht
Von blaffen Lippen: „D, vergeßt mich nicht,
Wenn ihr euch an dem Glanz der Kerzen weidet.“
Und dann gedenkt an jenes Bibelwort:
„Mich hungerte — ihr triebt mich hungernd fort!
Und ich war nackt — ihr habt mich nicht gekleidet!“

Vom übervollen Freudenbecher heut'
Ein Labetrophen! Bei dem Festgeläut'
Laßt in euch die barmherz'ge Liebe walten!
Euch dankt das bleiche Weib, von Kummer krank,
Und Kinderhändlein werden euch zum Dank,
Zum Segen euch sich zum Gebete falten!

Der graue Papagei.

Skizze von Wilhelm Hartwig.

Der erste März kam heran mit all seinen
Stürmen und Unwettern, und mit den ersten, schwachen
Spitzen von Krokus und Jonquillen.

Am ersten März war Tante Kathrins Geburtstag.

Tante Kathrin war eine alte Jungfer und meine
Großtante. Sie war sehr excentrisch, sehr reich, es
war sehr schwer, ihr etwas recht zu machen, aber es
war sehr leicht, sie zu beleidigen.

„Man kann Tante Kathrin mit nichts erfreuen,“
sagte meine Schwester Anna traurig. Anna war
eben achtzehn Jahre alt, mit kohlschwarzem Haar,
seelenvollen, mußbraunen Augen, Wangen, wie in
Rosen getaucht, und den niedlichsten, kleinen Füßchen
— und es ist sehr wahrscheinlich, daß Tante Kathrin
sie für zu schön hielt. Es machte den Eindruck, als
ob ein Alter von siebenzig Jahren es nicht aus-
schließen, die Mitmenschen mit eifersüchtigem Auge zu
betrachten.

„Eingebildetes Ding!“ war Tante Kathrins
Verdikt. Und Fräulein Louise Levinus, ein ältliches
Mädchen von sechsunddreißig Jahren, gab ihr voll-
kommen Recht.

„Ich hasse alle gezierten Mädchen,“ sagte Tante
Kathrin.

Aber es war die höchste Nothwendigkeit — so
sagte wenigstens ein jeder — daß man Tante Ka-
thrin, in gewisser Weise wenigstens den Hof machte
denn sie hatte ein eigenes Vermögen von sechszig'

tausend Thalern und legte in letzter Zeit eine sehr unliebame Wißbegierde an den Tag in Bezug auf Hospitäler, Asyle und andere derartige Heimstätten.

„Paul,“ sagte mir meine Mutter eines Tages teilnahmsvoll, „Du mußt bei der Tante Dein Heil versuchen.“

„Ja“, meinte Anna, „bis jetzt hatte sie noch nie Gelegenheit, mit Dir zu zanken, lieber Paul.“

„Ja das ist alles recht gut, aber was soll ich thun?“ fragte ich zweifelnd, aber nicht in Verzweiflung.

„Schenke ihr etwas Hübsches zu ihrem Geburtstage,“ rief Anna, deren weiblicher Wiß immer für mich auf dem Platze war.

„Aber was?“ rief ich, mir vor Verlegenheit in den Haaren wühlend. „Eine Brille?“

„Das wäre von allem das Allerunnütze,“ lachte mein Schwesterchen, „Tante Kathrin brüftet sich stets mit ihren ansgezeichneten Augen.“

„Ein Bouquet Treibhausblumen?“

„Das geht ebenfowenig,“ meinte die Mutter; „ich schickte ihr vorige Woche ein Bouquet von Rosen und wohlriechenden Geranien, die sie mir zurücksandte, indem sie mich dabei voll Entrüstung fragen ließ, sie wünsche zu wissen, ob ich glaube, daß sie sich zu ihrem Begräbnis vorbereiten wolle?“

„Ein Buch?“ fragte ich.

„Sie liest niemals!“ rief Anna.

„Denn vielleicht einen Pudel oder Mattenfänger?“

Meine Mutter wehrte mit beiden Händen ab und warnte mich:

„Sie verabscheut Hunde.“

„Ha, ich habe es!“ rief ich. „Plötzlich geht mir ein Licht auf. Nachbar Wilmer hat einen grauen Papagei billig zu verkaufen. Er kaufte ihn von einem alten Matrosen, der ihn ohne Zweifel irgendwo gestohlen hat. Das Tier macht einen solchen Spektakel, daß die Leute, die bei Wilmer wohnen, seiner Frau erklärt haben, wenn der Papagei nicht fortkäme, so würden sie alle ausziehen.“

Anna klatschte vor Vergnügen in die Hände und rief:

„Das ist das Richtige. Tante Kathrin ist eine große Freundin von Vögeln, und sie hat sich oft einen sprechenden Papagei gewünscht!“

„Aber wie kommt es denn, daß sie nie einen solchen hatte?“ fragte meine Mutter.

„Weil sie ein gut Teil zu geizig ist,“ antwortete Anna, „um sich etwas anzuschaffen, was Geld kostet. Pauls Einfall ist ein wahrhaft erleuchteter! Tante Kathrin kann einem grauen Papagei nicht widerstehen!“

So ward also ausgemacht, ich sollte den Handel mit Wilmer so gut wie möglich abschließen. Zwanzig Thaler sind eine große Summe für einen jungen Menschen, der von seinem Gehalte leben soll, das läßt sich nicht leugnen. Wilmers Papagei hatte entschieden unter dem Nachtheile zu leiden, daß die Einwohner sich täglich bitter bei der Wirtin über das Getreisch des gefiederten Schreihalses beklagten. Dagegen stellte mir Wilmer vor, daß für sprechende graue Papageien, besonders für afrikanische, der Preis von selbst fünfzig Thalern noch immer billig zu

nennen sei. Unvorsichtigerweise hatte ich im Laufe unserer Unterhandlungen die Aeußerung fallen lassen, daß ich gerade einen grauen, afrikanischen Papagei sehr gern zu haben wünschte. Zuletzt wurden wir um den Preis von fünfzig Thalern einig, den Käfig, Futternäpfe und eine drei Fuß lange, vergoldete Kette mit eingerechnet. Herzlich froh über meinen guten Handel schickte ich meinen Papagei, um dessen Käfig ich sorgfältig große Bogen Papier mit eingeschnittenen Luftlöchern geschlungen hatte, nach dem Vororte hinaus, wo Tante Kathrin wohnte.

„Und Sie können mich fest versichern, daß er gut spricht?“ fragte ich, doch ein wenig ängstlich, Herrn Wilmer noch.

„Spricht?“ rief dieser. „Ich wollte nur wünschen Sie könnten ihn hören. Er übertrifft uns alle, was das Sprechen anbelangt. Außerdem recitiert er Gedichte.“

Und sie war in der That erfreut. Wenigstens erzählte mir meiner Tante Gesellschafterin, eine Frau Goering, die ich zuweilen, um mir ihre Gunst zu sichern, mit kleinen Geschenken bedachte, sie habe gesagt, ihr Nefse Paul habe stets von der ganzen Familie den besten Verstand gezeigt; sie sei vernarrt in Papageien und dieser habe eine Lunge, wie ein Auktionator.

Aber, o weh! Am zweiten Tage schon kam der graue Afrikaner mit Käfig und allem Zubehör zurück, mit einem wütenden Briefe von Tante Kathrin, des Inhalts, daß, wenn ich nichts Besseres zu thun hätte, als das ehrwürdige Alter zu verspotten, sie unter allen Umständen jede Verbindung mit uns abbrechen müsse. Sie könne es nicht ertragen, wenn man sich erlaubte, so ordinäre Scherze mit ihr zu treiben, und bedaure nur, daß sie auf Grund unserer Verwandtschaft verurteilt sei, sich zu unterzeichnen als meine, mein Benehmen unnachlässig tadelnde und durch dasselbe auf das tiefste beleidigte Tante Kathrin Zurbrücken.

Das war eine nette Botschaft für einen Ehestandskandidaten. Ich eilte sofort nach dem Vororte hinaus. Tante Kathrin weigerte sich auf das bestimmteste, mich zu empfangen, aber ich sah ihre Gesellschafterin, Frau Goering. Sie jammerte laut, als sie mich erblickte.

„Wahrhaftig, Herr Paul,“ rief die Aermste, ihre Hände ringend aus, „es ist nicht meine Schuld. Sie war zuerst so erfreut über den Papagei und saß vor ihm und schüttelte sich vor Lachen, als sie ihn sprechen hörte. Er stieß gräßliche Flüche auf spanisch und portugiesisch aus — das arme Tier mag viel unter Matrosen gewesen sein — aber sie verstand die Sprache nicht, und das war gut für sie. Ich habe immer gehört, Dörthe,“ sagte sie zu mir, „daß diese Tiere alles aufschnappen, was sie einmal hören an dem Orte, wo sie zuletzt gewesen sind. Mein Nefse Paul muß einen entschiedenen Sinn für Poesie haben, denn der Papagei plappert in einem fort in Versen.“ Aber gestern saß das Tier auf seinem Ringe, wenigstens fünfzehn Minuten lang an sie hinstarrend, ohne ein Wort zu sagen, als es plötzlich losbrach: „Bringt die alte Hexe fort! Bringt die

alte Hexe fort! Sie trägt eine Perücke und falsche Zähne! Sie trägt eine Perücke und falsche Zähne! Falsche Zähne! Bringt die alte Hexe fort!" Und so schrie er in einem fort. Fräulein Kathrin wurde rot und blaß vor Wut, sprang auf und schlug mit ihrem Fächer nach dem armen Papagei und eilte aus dem Zimmer mit den Worten: „Drehe dem Tiere den Hals um!“ Herr Paul, Sie wissen, daß Ihre Tante eine Perücke trägt und falsche Zähne hat. Begreifen Sie ihre Entrüstung?“

„Daran ist niemand anders schuld, als Wilmers alte Schwiegermutter,“ rief ich voller Verzweiflung aus. „Warum, o warum habe ich daran nicht gedacht?“

„Wilmers Schwiegermutter?“ fragte die Gesellschafterin meiner Tante, mich erstaunt anblickend.

„Niemand anders, als sie,“ sagte ich. „Wilmer spottet nämlich häufig darüber, daß sie falsche Zähne und eine Perücke trägt. Es war häufig Streit im Hause. Der Papagei hat die Worte aufgefangen und als er sah, daß Tante Kathrin gleichfalls ihre Zähne und ihre Perücke ab- und anlegte, hat das abscheuliche Tier seine Nase, in der Meinung, Wilmers Schwiegermutter vor sich zu haben, wiederholt. O, ich wollte der graue Papagei wäre im Ocean angekommen, ehe er hierher kam, um alle meine Hoffnungen zu zerstören, gerade jetzt, als sie am glänzendsten waren!“

Gegen diesen Schlag des Schicksals war nicht anzukämpfen. Umsonst war mein Bestreben, mich von dem schwarzen Verdacht zu reinigen, der gegen mich zu tage getreten war. Tante Kathrin, sich einmal beleidigt fühlend, war nicht wieder zu versöhnen. Sie erklärte, die Geschichte von Wilmer und seiner Schwiegermutter für eine Fabel und weigerte sich energisch, mich zu sehen. Schon in der nächsten Woche machte sie ihr Testament und verschrieb ihr gesamtes Vermögen der „Gesellschaft für Erziehung der Panjandum-Indianer.“

Möge es den braunen Wilden gut bekommen! Vielleicht sind es arme, bedürftige Wesen. Jedenfalls werden sie nicht so thöricht sein, Tante Kathrin Geschenke zu machen und sich um ihre Erbschaft zu bringen durch einen grauen Papagei.

Die Sprache der Kinder.

Motto: O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprache kund, Vogelsprache kund,
Wie Salomo. Rückert.

„Die Sprache ist außer der Genesis lebender Wesen vielleicht das größte Wunder der Erden-schöpfung“, sagt Herder und somit ist das Studium der Entwicklung der Sprache eines der interessantesten, wichtigsten, und einer der geistigen Genüsse, welchen jede Mutter sich bei der Erziehung ihrer Kinder durch Aufmerksamkeit verschaffen kann.

Indem das Kind zu sprechen beginnt, bekundet es deutlich das Dasein des Seelenlebens, enthüllt es das geheimnisvolle Darstellen dessen, was in ihm

vorgeht. Mit dem ersten, noch unkenntlichen Lallen drückt der Säugling das Bedürfnis nach Mitteilung aus, er will in Verbindung mit der Außenwelt treten, er will sich gleichsam befreien von seinen Empfindungen und nimmt dafür die Empfindungen und ausgesprochenen Gedanken der zu ihm Sprechenden entgegen. Es ist die Wechselwirkung der Vernunft, die sich durch die menschliche Sprache ausprägt. Erst quillt das Leben hervor wie das Sichern einer Bergesquelle aus hartem Gestein, dann vernimmt man einzelne Worte, als Bezeichnung für Erkanntes, Begriffenes und endlich spricht es einen Satz fließend, bis ihm das Reden und Plappern leicht wird, wie das Rieseln dem Bächlein.

Und wie der Quell auch nur die Kunde des vorhandenen Wassers gibt, während der Bach schon einen bestimmten Charakter annimmt, wenn er das Thal entlang fließt, so bekundet auch die sich immer mehr entwickelnde Sprache des Kindes, das Wachstum seines geistigen Seins, wie seines Willens.

Das Schreien des Neugeborenen hat noch etwas Tierisches, aber dennoch etwas Charakteristisches, die Sprache vorbereitendes, das nicht mit dem Bellen des Hundes, dem Miauen der Katze, dem Gewieher des jungen Pferdes oder dem Zirpen der jungen Vögel verglichen werden kann.

Der Schrei des Neugeborenen erklärt sich, indem durch die Einwirkung zum ersten Mal eingeatmeter Luft und deren Ausatmung ein Reiz auf die Stimmländer und die Zunge geübt wird, es ist eine unbewusste Stimmäußerung des Kindes, bei der ein Wollen nicht vorausgesetzt werden kann.

Aber der unartifizierte Schrei wird allmählich das Mittel des Kindes, in die umgebende Welt hineinzuwirken und von ihr Rückwirkungen zu empfangen. Die Stimmäußerungen werden ausdrucksvoller und mannigfaltiger. Man unterscheidet Töne, die den Schmerz und solche, welche die Freude ausdrücken, die letztern werden noch näher bezeichnet durch das Lächeln, welches das kleine Gesicht verflärt. Der Ton der Verwunderung, welcher durch ein deutliches „Ah“ ausgedrückt wird, ist schon ein merklicher Fortschritt, es ist der erste Buchstabe der menschlichen Sprache, durch welche die Denkenden verfahren, freilich erst der Anfang des kindlichen Lallens, das wir oft stundenlang aus dem Munde des behaglich daliegenden, in Ruhe gelassenen, gesunden Kindes vernehmen, dessen liebliche Töne uns an das Zwitschern der Vögel erinnern, mit dem sie den jungen Morgen begrüßen.

Bei dem Lallen bewegt das Kind die Muskeln des Kehlkopfs, der Zunge und der Lippen, oft schließt es die letztern fast und es entstehen dann Gurgel-laute oder es hält den Mund offen und macht: errr! errre!

Genug, es übt die Kräfte der Sprachorgane, die es, dank dem Nachahmungstrieb, die Bewegungen der Lippen der Mutter oder der Wärterin nachzubilden und Worte nachzuahmen sucht, welche diese deutlich und klar öfters ihm wiederholen.

So liegt es in der natürlichen Anwendung der sich entwickelnden Sprachwerkzeuge, daß es zuerst Pa und Ma oder ännne und Pap, pap ruft. Da

„mama“ und „papa“ die Bezeichnungen für die Eltern sind, welche dem Kinde am nächsten stehen, „mama“ oder „mami“ die für die Wärterin, und pappen für essen, so drückt das Kind durch seine ersten Sprachversuche auch zugleich sein Verhältnis zu den ihm am nächsten Stehenden und zu seiner wichtigsten Beschäftigung, der des Empfanges von Nahrung aus. Tritt ihm nun, wenn es ruft, der Vater liebeslos entgegen, oder kehrt die Mutter ihm immer von neuem ihr liebreiches Antlitz zu, wenn es „Ma—ma“ ruft, so verbindet es allmählich mit dem gebildeten Wort den Begriff der Person, oder der Sache, wenn man ihm auf sein „Pap, pap“ das Süsschen oder die Flasche reicht und so entsteht in ihm die Erkenntnis.

Von den weitem Selbstlauten spricht das Kind zuerst e, o und u und zuletzt erst das i, das ihm am schwersten wird, weil es die erzwungene Verengung des Zungen- und Mundkanals erfordert.

Von den Mittlauten ist das T und D einer der vom Kinde leicht gesprochenen, während s, g, k und h und c demselben schwer werden; daher das Tollen. Statt: So groß! ruft es „Do droß!“ Statt: So lieb! sagt es „To lieb!“

Von dem Ich hat das Kind noch keinen Begriff. Es spricht von sich selbst stets mit seinem Namen. Dabei werden nur die notwendigsten Worte der Bezeichnung eines Umstandes gebraucht. Zum Beispiel das Kind sagt nicht: Es thut mir wehe, oder, ich habe Schmerzen, sondern „Amma, weh, weh!“ Es ist dies aber ein großer Fortschritt, den das Kind, bei normaler Entwicklung, in dem letzten Viertel des ersten oder im Anfang des zweiten Jahres macht.

In der zweiten Hälfte des ersten Jahres, wo das Kind nur einfache Silben nachspricht, macht es ihm offenkundiges Vergnügen, die Tier Sprache nachzuahmen und überhaupt mit der Tierwelt in Verbindung zu treten. „Wau, Wau!“ ruft es das Hündchen und zappelt dabei mit Händen und Füßen auf den Armen der Wärterin. „Mau, Mau!“ nennt es jedes Käzchen und wenn es Vögel sieht, ruft es gleich: „Pip, Pip!“

Beseligend ist es den Eltern, wenn das Kind zum ersten Mal deutlich und bestimmt „Papa“, „Mama“ ruft und freudig aufjauchzt, wenn es da die kleinen Arme nach ihnen ausstreckt.

Die Kindesliebe wird gleichsam mit dem Erkennen der Eltern geboren, die das hilflose Geschöpfchen halten und schützen.

Nun kommen die zweifelhigen Worte, aus denen sich das Kind Gattungsbegriffe macht. „Geben, geben,“ ruft es und will haben, „Blumen“ ist ihm jedes Blatt, jeder Grashalm, die Rose so gut als das Gänseblümchen. Die Frucht, die man ihm zuerst gereicht, bleibt lange die Bezeichnung für jede Art. Zum Beispiel nennt es auch die Birne und Aprikose einen „Appel!“ Sehr heftig wird das Kind, wenn wir es nicht gleich verstehen, seine unruhigen Bewegungen, sein lebhaftes Mienenspiel, das Zeigen mit den Fingerchen deuten dann das entstellte Wort.

Je mehr das Kind beginnt, sich verständlich zu machen, je mehr seine Wünsche erraten und befriedigt werden, destomehr hat es das Streben, alles, was

in ihm vorgeht, alle seine Beobachtungen der Außenwelt aus sich heraus in Worten darzustellen, und je lebhafter die Auffassung ist, desto quälender ist ihm selbst die Ungelenkigkeit seiner Zunge, — und es kann so ungeduldig und böse werden, wenn man es nicht versteht, daß es zittert vor Aerger. Dadurch ist es auch verständlich, woher taubstumme Kinder so leicht böse werden, in denen die Seelenvorgänge bei sonst normaler Gesundheit ebenso lebhaft sind.

Die aufmerksam beobachtende Mutter wird dem Kinde hier sehr zu Hilfe kommen können. Es ist auch durchaus nicht gleichgültig, was für eine Wärterin das Kind in diesem Alter der Sprachentwicklung hat, denn die eigentliche Formbildung der Sätze hängt doch von dem Gehörten ab.

So ist die Zeit eine der wichtigsten für die Erziehung, wo das Kind sein Denkvermögen durch allerlei Fragen kundgibt, wodurch es seine Teilnahme, sein Nachdenken und sein Aufmerken beweist.

Nimmt man an, daß Sprechen lautes Denken ist, so wird man hauptsächlich nicht auf das Nachsprechen der Kinder Wert legen, wie es leider meist geschieht, sondern auf seine Selbstgespräche, welche uns lehren, wie des Kindes Vorstellungen sich entfalten. Das Wort wird ihm der Ausdruck der Vorstellung und die Bildung seiner Vorstellungen und Wahrnehmungen hält meist gleichen Schritt mit seiner Sprachbildung. Je klarer das Kind Sätze bildet und Zustände schildert oder Geschichten nacherzählt, desto mehr Klarheit zeigt es auch in der Begriffsbildung. Man sollte sich daher bestreben, nicht des Kindes Gedächtnis mit stetem Vorplappern und Nachplappernlassen zu belästigen, sondern ihm mehr den rechten Sinn gesprochener Worte zur Anschauung bringen. Wohl dem Kinde, das früh schon mit dem Sprechen auch das Denken lernt und nicht zum Hinträumen erzogen oder mit falschen Vorstellungen irrefleitet wird!

Das Kind lernt fortwährend von dem umgebenden Leben, die Eindrücke, die es empfängt und in seiner Seele verarbeitet, drückt es durch Worte aus. Die Sprache ist gleichsam die geistige Arbeit, die seine Spiele und Bewegungen, also die körperliche Arbeit, begleiten. Darum hält das Kind Selbstgespräche mit liebgewordenen Gegenständen, die uns oft in lebhaftes Erstaunen setzen, ja oft sind es gedachte Gegenstände, die das Kind liebkost und an deren Gesellschaft es sich erfreut. So kannte ich einen kleinen Knaben, der einen langen Baukloß seinen Kaspar nannte. Mit diesem Arm in Arm ging er zu Bett und stand er auf und hielt Zwiegespräche wie mit einem Kameraden, die lieblich zu belauschen waren.

Hat das Kind das dritte Jahr überschritten, so reproduziert es in Spiel und Wort alles wieder, was es von Papa, Mama, den Geschwistern und Diensthöfen oder von andern Leuten gesehen, weshalb man achtsam sei, daß das Kind nur Gutes höre. Das Kind erdenkt sich keine rohe Redensart, es hat sie irgendwo vernommen und daher wird jede Ungezogenheit zur Beschämung der Eltern, — die nicht achtsam genug im eigenen Thun oder auf das der Umgebung waren.

Sehr spaßhaft ist es, wie bald die Kinder begreifen, daß die Schrift die Vermittlung der Gedanken und Mitteilungen anderer ist. Wo viel gelesen und besonders vorgelesen wird, nimmt das drei- und vierjährige Kind die Zeitung oder ein Buch gern zur Hand und erzählt daraus ganze Geschichten, bis der Zeitpunkt gekommen ist, wo das Kind nach den einzelnen Buchstaben fragt und man zuerst spielend ihm diesen und jenen nennt, seine Witzbegierde reizt und es zum Selbstlernen und Suchen anregt!

Aber nur nicht verfrüht es lesen lehren, nur damit es rechtzeitig vorwärts kommt. Jedes Verfrühen ist ein geistiges Zurückhalten. So z. B. ist es ein großer Fehler, statt die Muttersprache erst vollständig schön und klar sprechen und in ihr die Begriffe zur Darstellung kommen zu lassen, gleich das Kind noch eine andere Sprache plappern lernen zu lassen. Gerade in letzter Zeit fängt es wieder an, Mode zu werden, statt der deutschen Kinderpflegerin in reichen und vornehmen Häusern gleich eine französische Bonne oder eine englische Nurse zu halten. Es ist dies ein Vergehen gegen das Denkvermögen des Kindes. Dieses muß gekräftigt werden, indem die Sprachwerkzeuge nicht durch Abrihtung auf mehrere Sprachen geübt werden, sondern als der Stoff, durch den der ganze geistige, gemüthliche und sittliche Gehalt des inneren Lebens seinen Ausdruck findet. Wollt Ihr Eure Kinder zu lichtvollem, selbständigem Denken erziehen, so lehret sie, gut und klar sich in Worten ausdrücken. Das ist ihr schönstes Erbteil.

(Deutsche Hausfrauenzeitung.)

Die Dame oder der Tiger?

In alten Zeiten lebte ein halbwidder König in der Nähe eines Volkes, das auf dem Wege des Fortschrittes schon etwas weiter vorwärts vorgekommen war, als er selbst. Der Bildung dieser Nation entlehnte er allerhand nicht- oder halbverstandene Ideen, mit deren Ausführung in seinem kleinen Reiche er seine allzu geduldigen Unterthanen mehr plagte als beglückte. So hatte er auch etwas von Gottesurteilen gehört. Sie schienen ihm ein bequemes Mittel zu bieten, verwickelte Rechtsfragen gleich gordischen Knoten mit dem Schwerte zu durchhauen. Hatte er doch bisher seinen nicht zu klaren Kopf mit deren Lösung oft vergeblich abgequält. Dieses neue Gerichtsverfahren bei seinem Volke einzubürgern, hatte er eine große Arena erbauen lassen. So oft nun einer seiner Unterthanen eines schweren Verbrechens angeklagt war, ließ er denselben dorthin führen. Er saß auf einem hohen Thron darin, auf den Gallerieen war seine Nation um ihn versammelt. Ihm gegenüber befanden sich zwei Thüren, ganz gleich und nebeneinander angebracht. Der Verbrecher hatte die Pflicht und das Vorrecht, sobald er eingetreten, auf eine der Thüren zuzuschreiten und eine derselben zu öffnen. Es war ihm freigestellt, welche er aufzuschließen wollte. Deffnete er die eine, so stürzte ein hungrieriger Tiger heraus, der sich sofort auf ihn stürzte und ihn als Strafe für seine Schuld in Stücke zerriß. Schloß

er dagegen die andere auf, so trat daraus eine Dame in die Arena, wie der König sie für ihn, als seinem Range und Lebensalter am besten passend, vorher ausgesucht hatte. Mit dieser Dame wurde er dann zum Lohn für seine Unschuld sofort verheiratet. Mochte er nun entweder schon Frau und Familie besitzen oder sein Herz anderweitig verschentt haben, danach fragte der eigenwillige Herrscher nicht.

Nun besaß dieser wunderliche Monarch eine Tochter, so blühend und schön, wie nur eine im Lande zu finden war, und ebenso leidenschaftlich und herrschsüchtig wie der Vater. Sie war sein Augapfel, und er hielt sie werter als alles andere. Unter seinen Höflingen war einer niedrigen Ranges, der die Königsstochter liebte. Da er schön und von großer Tapferkeit war, so erwiderte sie seine Liebe mit einer Glut, wie sie nur bei ungebildeten Gemüthern in demselben Grade sich findet. Eines Tages entdeckte der König dieses Verhältnis. Keinen Augenblick zögerte er das zu thun, was seine Pflicht ihm vorzuschreiben schien. Der Jüngling wurde sogleich ins Gefängnis geworfen und ein Tag festgesetzt, an dem in der Arena seine Sache abgeurteilt werden sollte.

In den Tigertäfigen wurde nach dem reißendsten Tiere für diese besondere Gelegenheit gesucht und die schönsten Mädchen im Lande sorgfältig geprüft, um diejenige für den jungen Mann zu wählen, die für ihn passend erscheinen möchte, falls das Schicksal nicht anders für ihn entschied.

Der Tag rückte heran. Von nah und weit war das Volk herbeigeeilt, um dem Schauspiel beizuwohnen. Der König und sein Hofstaat hatten ihre Plätze eingenommen.

Alles war bereit. Das Zeichen wurde gegeben. Eine Thür unter dem Königsitze öffnete sich und der Liebhaber der Fürstentochter trat ein. Groß und schön wie er war, entlockte seine Erscheinung den Versammelten Zeichen der Bewunderung und bangen Sorge.

Der Jüngling verbeugte sich vor dem König. Ihm zur Seite saß seine Tochter, deren feurigem Herz sie bei einer Gelegenheit nicht fern sein ließ, bei der sie selbst in so schrecklicher Weise beteiligt war. Es war ihr, der Königsstochter, leicht geworden, hinter das Geheimnis zu kommen, welche der beiden Thüren den Tiger, und welche die Dame verbarg. Aber nicht nur wußte sie, in welchem Gemach die Dame stand, sondern sie hatte auch in Erfahrung gebracht, wer dieselbe war. Es war eine der schönsten und lieblichsten Hofdamen, die den Angeklagten belohnen sollte, sollte er sich unschuldig an dem Verbrechen zeigen, seine Augen zu einem Mädchen erhoben zu haben, das so hoch über ihm stand, und die Prinzessin haßte sie. Oft hatte sie gesehen oder doch zu sehen gemeint, wie bewundernde Blicke dieses holde Wesen auf ihren Geliebten gerichtet, und bisweilen wollte es ihr so scheinen, als würden diese Blicke nicht nur wahrgenommen, sondern auch erwidert. Dann und wann hatte sie die beiden im Gespräch betroffen. Die Zusammenkunft hatte zwar nur einen Augenblick gewährt, aber viel läßt sich in kurzer Zeit sagen. Vielleicht hatte ihre Unterredung sich nur auf unbedeutende Dinge be-

zogen, aber konnte sie dessen sicher sein? Das Mädchen war freilich schön, aber sie hatte sich erkühnt, die Augen zu dem Geliebten der Fürstentochter zu erheben, und mit aller Hefigkeit ihrer wilden Leidenschaft haßte sie das Mädchen, welches hinter der Thür bebend harrete.

Als ihr Geliebter sich zu ihr wandte und sie anblickte, sah er mit jener Ahnung, wie sie Liebenden eigen ist, daß sie es wußte, hinter welcher der beiden Thüren der Tiger lauerte und hinter welcher die Dame stand.

Ihr rechter Arm lag auf der weichen Brustwehr vor ihr. Sie erhob die Hand und machte eine schnelle Bewegung zur Rechten. Nur ihr Liebhaber bemerkte es, denn jedes Auge war nur auf ihn gerichtet.

Er wandte sich um und durchschritt festen Ganges den leeren Raum. Die Zuschauer waren aufs höchste gespannt. Ohne zu zögern trat er zur Thür rechts und öffnete sie.

Und nun entfiel die Frage: Kam der Tiger heraus oder die Dame? Je mehr wir darüber nachdenken, je schwerer fällt es uns darauf zu antworten. Sie setzt ein Studium des menschlichen Herzens voraus und bringt uns in ein Gewir von Leidenschaften, aus denen es Mühe kostet, sich herauszufinden. Bedenke es, schöne Leserin, es handelt sich nicht um dein eigenes Urtheil, sondern um die Entscheidung einer heißblütigen, halbbarbarischen Prinzessin, deren Herz von dem vereinten Feuer der Verzweiflung und der Eiferucht verzehrt wird. Sie hatte ihn verloren, aber wer sollte ihn besitzen? Wie oft in ihren wachen Stunden und in ihren Träumen war sie in wildem Schrecken aufgefahren und hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt bei dem Gedanken an die Thür, hinter welcher der blutgierige Tiger lauerte!

Aber noch öfter hatte sie ihren Geliebten an der andern Thür gesehen. Wie hatte sie dann die Zähne aufeinander gebissen und sich das Haar zerrauft, wenn sie sich sein Entzücken ausmalte in dem Augenblick, da er die Thür öffnete, hinter der die Schöne seiner harrete. Wie hatte sich ihre Seele in Schmerzen gekrümmt, wenn sie ihn hatte der Dame entgegengehen sehen, während die Augen derselben vor Freude glänzten, wenn sie sich vorstellte, wie er sie vorführte, selbst zitternd im Genuß des wiedergewonnenen Lebens, wenn sie das Jauchzen der versammelten Menge hörte und das Läuten der hochzeitlichen Glocken.

Wäre es nicht besser, er stürbe sogleich und ginge, um ihrer in den seligen Gefilden zu harren, welche ihre halbbarbarische Phantasie sich träumte?

Aber der schreckliche Tiger, das Geschrei, das Blut!

Sie hatte ihre Entscheidung in einem Augenblick abgegeben, aber sie war dazu erst nach Tagen und Nächten qualvoller Ueberlegung gelangt. Sie wußte, sie würde befragt werden und hatte ohne Zögern die Hand zur Rechten bewegt.

Die Frage ist von solcher Wichtigkeit, daß ich mir nicht anmaße, der einzige zu sein, der sie beantworten kann. Deshalb überlasse ich dieselbe meinen

Lesern und stelle sie zum Schluß noch einmal: Wer kam aus der geöffneten Thür, die Dame oder der Tiger?

Didaskalia (Beilage zum Feff. Journ.)

Was alles aus Papier gemacht wird.

Das Louisviller Courier-Journal beschreibt eine industrielle Ausstellung, welche die Bremafer-Moore-Papier-Compagnie in Louisville, Ky., veranstaltet hat. Da waren Gegenstände aller möglichen Art, aus Papier gemacht, von einem Hause bis zu allen Geräthen, Geschirren und Gegenständen herab, welche sonst aus Eisen, Stahl, Stein und Holz gefertigt werden. Da waren Lokomotiv- und Eisenbahnwagenräder aus Papier, wunderschön gearbeitet und viel dauerhafter und dabei wohlfeiler, als gußeiserne. Sie werden ganz aus Papierringen gemacht, welche unter einem Drucke von fünf Tonnen zusammengepreßt, aus einem Stöße von fünf Fuß Höhe zur Dicke von wenigen Zollen eingedrückt werden; dann wird ein stählerner Reifen darum gelegt, und die Achse wird mit Stahlbolzen in der Nabe befestigt — und fertig sind sie. Wegen ihrer Biegsamkeit brechen sie nicht; fällt der Stahlreifen ab, so bleibt das Rad noch lange dienlich. Ein Papierrad läuft 240000 Meilen, ehe es abgenutzt ist; ein stählernes oder eisernes bloß 200000 Meilen. Die Härte, bis zu welcher Papier zusammengepreßt werden kann, ist wunderbar; nur der Diamant kann es schneiden oder rigen. Wenn ein Block so gestrecktes Papier auf der Drechselbank umgedreht, und wenn dann ein Stahlmeißel dagegen gehalten wird, so bricht der Meißel, anstatt das Papier zu zerschneiden, in hundert Stücke. Ebenso wunderbar ist die Zähigkeit des Papiers. Die Banknoten der Bank von England werden auf eine Art Papier gedruckt, dessen Bereitung ein Geheimnis der Bank ist — es werden Flachsfasern, welche noch nicht im Gebrauch waren, dazu benutzt. Man kann eine Fünfspfund-Note dieser Bank in einen Strick zusammendrehen und dann ein Gewicht von 329 Pfund daran aufhängen, ehe der Strick reißt. Auf der erwähnten Ausstellung war ein Schubkarren, dessen Kasten aus ganz dünnen Papierwänden besteht, aber fünf Tonnen Gewicht aufnehmen kann, ehe er zusammenknickt. Es waren da Badewannen und Töpfe, mit einer für Wasser und allerlei Flüssigkeiten undurchdringlichen Farbe angestrichen, welche besser halten, als alle anderen, ja, welche feuerfest sind. Man kann sie mit Hämmern nicht zerschlagen; es ist fast unmöglich, sie auf irgend eine gewöhnliche Art zu durchlöchern oder zu zerbrechen. Teller, Schüsseln, Pfannen auf solche Art bereitet, sind viel unzerstörbarer, als das beste Porzellan. In derselben Weise werden Messer und Gabeln gemacht, so brauchbar wie stählerne, fast unzerstörbar und leicht zu schärfen. An Stelle von Holz tritt Papier ohne alle Einschränkung, als wohlfeiler Ersatz. In der Ausstellung waren Bilderrahmen, welche Schwarzwalnußholz täuschend nachahmten. Hausgerät aller Art aus gepreßtem Papier hat große Vorzüge vor hölzernem. Koch-

öfen, in angegebener Weise aus Papier gemacht, sind unverbrennlich (?) und weit wohlfeiler als gußeiserne. Auf der Weltausstellung zu Melbourne war ein ganzes Haus mit allem, was in einer Wohnung gebraucht wird, ausgestellt, und alles bestand aus Papier. Die oben erwähnte Firma erbietet sich, Druckerpressen, Typen, Rahmen und alles zum Bücherdruck Gehörige aus Papier zweckmäßiger herzustellen, als diese Dinge jetzt aus Metall hergestellt werden. Die Zeit, welche erforderlich ist, Flachsfasern in ein schönes Wagenrad oder einen andern Gegenstand zu verwandeln, beträgt zwanzig Stunden. Etwas mehr Zeit wird erfordert, um papierene Kleider und Schuhe zu machen. Kurz, aus Papier läßt sich alles machen, sogar Nahrung (Prosit!), wenn es in Fleischbrühe aufgeweicht ist.

Die Steinkohle überflüssig.

Hofrat Brunner in Wien, Chef des österreichischen Telegraphenwesens, hielt jüngst über die dynamo-electrischen Maschinen einen Vortrag, worin er die Vermutung aussprach, daß die gesamte Technik einer Umwälzung entgegengehe, indem diese Maschinen nicht nur die Kraft einer rotierenden Bewegung in Electricität umzuwandeln, sondern auch diese Electricität in Arbeitskraft zurückzuverwandeln vermögen. Als vollkommenste Lösung dieses Problems bezeichnete der Vortragende die von Marcel Deprez in München ausgestellte Maschine, durch welche die von einer Dampfmaschine in Miesbach erzeugte Kraft mittelst eines gewöhnlichen eisernen Telegraphendrahtes 57 Kilom. weit bis nach München gelitet wurde. Brunner sprach sich hierüber folgendermaßen aus: „Ich kann die Wichtigkeit dieser Erfindung nicht laut genug betonen. In derselben liegt die Emanzipation von der Steinkohle. Die bisher unbenutzte Kraft der reizenden Gebirgsbäche wird künftig nicht nutzlos verwauschen. Jeder fallende Tropfen derselben wird in Turbinen gesammelt werden, um dynamo-electrische Maschinen in Rotation zu versetzen, welche die Kraft durch den telegraphischen Draht in eine Fabrik leiten werden, wo sie zum Betriebe der Hauptachse oder zur Beleuchtung der Arbeitsäle benutzt werden wird. Man wird endlich auch noch daran denken, die gewöhnlichen häuslichen Verrichtungen, wie Treppensteigen, das Arbeiten mit der Nähmaschine, das Waschen, Bügeln etc. mittelst elektrischer Kraftübertragungen zu besorgen; ja, unsere Damen werden sogar das Klavierpiel ohne Anstrengung ihrer zarten Hände durch Electricität betreiben.“

Männer und Frauen im Spidwort.

Ein Mann von Stroh wiegt mehr als eine Frau von Gold (französisch). Eine Mütze ist mehr wert als hundert Hauben (italienisch). Die Gunst der Frau macht den Kuhhirten zum Ritter (gascognisch). Liebe und Mochus verraten sich bald (perzisch). Liebe sieht man leicht wie Löcher in den Strümpfen (venetianisch). Zum Lieben und zu Thorheiten ist der Mann nie zu alt (simrisch). Der

Berliebte braucht keine Brille, denn er ist blind (türkisch). Der Mann ist das Feuer, die Frau das Berg, und der Teufel bläst hinein (toskanisch). Berliebte glauben stets, daß Andern die Augen ausgestochen sind (spanisch). Liebhaber haben eine Glocke an den Augen hängen (dänisch). „Aber, Mädchen, er ist ja blind!“ — „Desto besser!“ (venetianisch). Heiraten macht irdenes Geschirr golden. (baskisch). Jede Kebe will ihren Pfahl (lombardisch). Soll ich ihn nehmen? Ratet mir gut, aber ratet mir nicht ab (plattdeutsch). Ein Mädchen, welches spinnt, auf ihr Brauthemd sinnt (russisch).

Düsseldorfer Balladen.

III. Das Heanderthal bei Düsseldorf.

Im Stübchen, traut, beim Dämmererschein
Weil' ich ein Stündchen, still, allein,
Nach Tages Müh'n und Plagen;
Und sinnend schweift mein Geist zurück
Zu früh'rer Zeiten Lust und Glück,
Zu längst entschwund'nen Tagen.

Er schweift hinaus aus engem Haus
Vom Stadtgewühl hinaus, hinaus,
Natur, bei dir zu weilen.
Zu rasten dort am Felsgestein
Im Wiesenthal, wo klar und rein
Der Düssel Wellen eilen.

Wie ist es hier so hold und schön!
Es steh'n die waldgekrönten Höhn
Ringsum in prächt'gem Kranze,
Dazwischen prangt die grüne Au'
Und drüber lacht des Himmels Blau
In lichtigem Sonnenglanze.

Aus Strauch und Büschen schallt's hervor,
Als wollt' der Vöglein froher Chor
Des Schöpfers Güte preisen.
Das Fischlein spielt in frischer Flut,
Und Wandrer ziehen wohlgemut,
Und singen frohe Weisen.

Die Sonne endet ihren Lauf,
Und Abendnebel steigen auf;
Der Tau perlt von den Zweigen;
Da fñhrt der Dämmerrote Pracht
Herauf die stille, dunkle Nacht,
Und sieh: die Vöglein schweigen.

Doch durch die leichten Wolken bricht
Nunmehr des Mondes Silberlicht
Hervor auf Höhn und Gräfte,
Und aus dem grauen Nebelflor
Steigt feierlich ein Geist empor
Und hebt sich in die Lüfte.

Er schwebt hinauf zum Felsen dort,
Wo einer Höhle trauer Ort
Ihn mahnt an früh're Zeiten.
Da stñt er nieder, sinnt und faßt
Die Leiter von der Eiche Ast
Und rñhrt verklärt die Saiten.

Und durch die stillen Lüfte quillt
Ein Ton, so zart und wundermild,
Gleich Aeols Harfenklängen.
Dann fällt tief, weihedoll und rein,
Des Sängergeistes Stimme ein
Mit hehren Lobgefängen:

„Geschöpfe, ihr von nah und fern,
Singt Ruhm und Preis dem höchsten Herrn,
Dem Herrn der Geisterheere!
Bringt ihm, der durch allmächt'gen Ruf
Nach Winters Nacht den Frühling schuf,
Dem Schöpfer Lob und Ehre!“

Doch du, o Mensch, dem Kampf und Leid,
Entbehrung, Gram und Bitterkeit
Als Erdenlos beschieden,
Entflieh' zum Herzen der Natur,
Du findest hier des Höchsten Spur
Und reinen Seelenfrieden!“ —

Der Klang verhallt, der Sänger schweigt,
Das Silberlockenhaupt geneigt,
Sitzt er in ernstem Sinnen,
Schon sinkt die Nacht; es graut der Tag,
Und tönt der Vöglein erster Schlag,
So zieht der Geist von himmen.

Doch eh' er scheidet, tönt sein Sang
Noch einmal zu der Leier Klang:
„Lobpreist des Höchsten Namen
Ihr Länder all' wie dieser Ort,
Wo ich so manches Sängervort *)
Dereinst gefunden! Amen!“ —

Der Morgen kommt; der Geist entschwand,
Allein sein Hauch verklärt das Land,
Die Menschen zu erfreuen.
Und jedes Jahr beim Frühlingschein
Stellt sich der Sänger wieder ein,
Hier Poesie zu streuen.

So war er einstens auch erwacht
Und kam in heller Maiennacht,
Sein liebes Thal zu grüßen.
Er saß und sah vom hohen Stein,
Und wieder lag im Mondeschein
Der Anger ihm zu Füßen.

Doch nicht wie sonst. Nein, schänder Sinn
Nach kalt berechnetem Gewinn
War drunten Herr geworden.
Da lag gefällt der hohe Wald,
Der Fels durch Feuers Allgewalt
Gesprengt an allen Orten.

*) Es ist vielleicht nicht allen Lesern bekannt,
daß Joachim Neander († im Mai 1680), an welchen
unser Gedicht erinnert, in dem nach ihm benannten
jetzt der Industrie vollständig verfallenen Teile des
Düsselthales seine herrlichsten geistlichen Loblieder
verfaßt hat.

Da war verstummt die Nachtigall;
Es flohen vor der Hämmer Schall
Die leicht beschwingten Scharen.
Da mühte sich, — o bitterer Hohn! —
Nur noch der Mensch um kargen Lohn
In Marmorbruchs Gefahren.

Boll Wehmut sah's der Geist und schlug
Die Leier wie zum ew'gen Fluch
Alsdann am Fels zu Stücken
Und rief: „Fahr hin, du schöne Welt!
Nun wird allein das Himmelszelt
Den Sänger noch beglücken.“

Er schwand dahin; doch haltst sein Ach
Noch jetzt als leise Klage nach:
O kaltes Menschentreiben!
Du suchst Erwerb nur und Gewinn,
So wird dem schlichten Dichterstun
Kein Ort hienieden bleiben!

Bl.

Denkspruch.

Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht,
Und wenn er auch die Wahrheit spricht.

* * *

Wer von diesem Spruch getragen,
Wollte stets die Wahrheit sagen;
Ach wie bald, so fällt mir ein,
Würde der vereinsamt sein.

Lesefrüchte.

Nichts verschönt uns so sehr wie die Gewiß-
heit, zu gefallen und geliebt zu werden.
(Fürstin Salm.)

Die Frauen haben zu viel Gefühl und zu viel
Einbildungskraft, um vernünftig zu sein.
(Marquise du Dessant.)

Rätsel.

Das Erste schafft des Mädchens Hand
Zur Bier für Tischlein und Gewand.
Die Letzten nemmen uns ein Los,
Das unser hart im Himmelschoß.
Das Ganze aber klingt gar schlecht,
Und keinem ist der Titel recht.
D flieh davor mit rüft'gem Sinn,
Es raubt Dir Segen und Gewinn.

Auflösung des Rätsels in Nr. 23 des Erzählers:
Trübe — Rübe — Uebe.

Richtig angegeben von Sophie Kl., F. H. und
Emil Müller in Düsseldorf, F. S. in Gilden und
F. H. in Ohligs.